

# Das Leben ist schwer : Maden in Switzerland

Autor(en): **Weber, Ulrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebenspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **130 (2004)**

Heft 3

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-598443>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Maden in Switzerland

ULRICH WEBER

Es war ein Elementarerlebnis: Ein Stück Fleisch, ich weiss nicht mehr wo und wann. Alles daran war lebendig, und mein Vater sagte nur zu mir: «Maden»! «Igitt!», hätte ich damals gesagt, wenn ich die Comic-Sprache schon verstanden hätte, aber ich reagierte viel banaler: «So etwas Grusigs!», und rannte davon.

Einige Jahre lang trug ich diese grässliche Erfahrung mit ewigem Schaudern mit mir herum, bis ich ins Schulalter kam und das Wort «Made» auf den verschiedensten Dingen entdeckte: auf meinen Farbstiften (Caran d'ache), auf dem Taschenmesser (inklusive Schweizerkreuz) oder auf der Ovomaltine-Büchse, die tagtäglich vor mir stand, («Ovomaltine warm: Nie heiss zubereiten, durch Hitze werden wertvolle Bestandteile der Ovomaltine zerstört. Immer zuerst die trinkwarne Flüssigkeit ...» usw.). «Made in Switzerland» stand auf der Uhr, auf Berner Lebkuchen, Basler Lækkerli oder Züri-Tirgel – alles Objekte, die ganz und gar nicht grusig waren, im Gegenteil: Begehrenswerte, feine Dinge, die man an Geburtstagen, Weihnachten und Konfirmationen geschenkt bekam.

Lange, bevor die Englisch-Welle auf den Kontinent herüberschwabte, erklärten mir die Eltern mal, was «Made in Switzerland» überhaupt hiess, und von diesem Moment an teilte ich die Welt auf, einerseits in das Gute, Edle, Solide, eben «made in Switzerland», und andererseits in das Fremde, Ungewohnte, Störende, ja Feindliche, das über unsere Grenzen kam oder kommen wollte. Jahrelang waren das meine Entscheidungskriterien.

«Ich bin ein Schweizerknabe», sang ich in jener Zeit mit Inbrunst und hielt mich vorwiegend an Geschichtsbücher, in welchen die Eidgenossen einfach immer heldenhaft kämpften und nahezu alle Schlachten für sich entschieden. Wilhelm Tell («Du kennst den Schützen, suche keinen andern!») und Arnold Winkelried («Sorgt für mein Weib und meine Kinder!») waren mir leuchtende Vorbilder, eben Männer «made in Switzerland». Als ich dann allerdings mal las, Friedrich Schiller habe unser Nationalepos weit gehend aus der Distanz, in Deutschland, geschrieben, war ich mir nicht mehr so sicher, ob Tell den Stempel «swiss made» wirklich beanspruchen durfte. Vollends erschüttert wurde ich durch den väterlichen Hinweis, dass wir Aargauer seinerzeit bei Sempach aufseiten der Österreicher gegen die alten Eidgenossen gekämpft hätten; dass ich mich also gar nicht so selbstverständlich Schweizer nennen durfte.

**Denken wir an die Asyl-Gesetzgebung! Oder an die Neutralität; oder an das Bankgeheimnis.**

In der Zwischenzeit bin ich natürlich erwachsen und sehr klug geworden und betrachte die Welt nicht mehr durch rot-weiße Brillen, sondern mit der weisen Offenheit eines modernen

Weltbürgers. Nicht ohne gemerkt zu haben, dass wir Schweizer auch heute noch vieles am Cliché «made in Switzerland» messen: die Fussball-Nationalmannschaft ist, so hoffe ich, immer noch «swiss made»; Kübler und Koblet waren's ebenfalls, auch Bernhard Russi oder Vreni Schneider. Bei Martina Hingis bin ich mir schon nicht mehr so sicher; die war doch nicht von Anfang an da. Und Roger Federer? Errungen hat er seine grossen Siege ja eigentlich nicht in der Schweiz; ja sind sie dann «made in Switzerland»?

Auch die Politik, so scheint mir, dreht sich nach wie vor immer wieder um diesen Stempel. Denken wir an die Asyl-Gesetzgebung! Oder an die Neutralität; oder an das Bankgeheimnis. Oder an die Bundesratswahl vom 10. Dezember 2003. Die war hausgemacht und konnte auf keine Mustervorlage in den USA oder in Deutschland zurückgreifen. Politik eindeutig «made in Switzerland».

Wie auch immer: Wenn ich heute ein Flugzeug am Himmel sehe, dann denke ich in erster Linie an «Swiss» und keineswegs an eine Made; genauso wie bei einer Villiger Zigarre, bei Fondue und Schokolade. Mein Schock-Erlebnis mit den grusigen Maden ist endgültig überwunden.

Allerdings: Als ich vor ein paar Jahren an der Wiege meines ersten Enkelkinds stand, da war ich geradezu erschlagen ob der Winzigkeit dieses schrumpfligen Menschleins. «So ein Würmlein!», kam mir liebevoll über die Lippen. Von da war's nur noch ein kleiner Schritt zur Made von damals. Und plötzlich machte ich eine sprachwissenschaftlich hochinteressante Entdeckung: Die Verkleinerungsform von Made ist – das Mädchen!